



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schriftstellerinnen.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Schriftstellerinnen.

Unvergessenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Helmina von Chézy.

Von ihr selbst erzählt. 2. Bd. — Leipzig, Brockhaus. —

Erinnerungen für edle Frauen von Elisabeth von Stägemann. 2. Auflage.

Mit einer Einleitung von G. Kühne. — Leipzig, Hinrichs. —

Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen. Von Bogumil Goltz. — Berlin  
Zanke. —

Die Frauen in der Kunstgeschichte. Von Prof. Ernst Guhl. — Berlin, Guttentag. —

Das Morgenblatt gibt unter der Ueberschrift: „Aus dem Leben einer Dichterin“ biographische Mittheilungen über Frau von Chézy aus der Feder ihres eignen Sohnes. Diese Mittheilungen zeigen uns deutlicher als die unsittlichsten Romane unsrer Zeit, wie nothwendig es ist, der heillosen Verwirrung in unsern sittlichen Begriffen ein Ziel zu setzen; nicht was hier erzählt wird, sondern daß es der Sohn ist, der so über seine Mutter zu sprechen wagt, bringt jenen peinlichen und widerwärtigen Eindruck hervor, dem man die stärksten Worte leihen möchte.

Gleichzeitig erscheinen nun die eignen Denkwürdigkeiten der Dichterin, die sie kurz vor ihrem Tode (28. Februar 1856) in Genf ihrer Muhme Bertha Borngräber dictirt hat. Sie war schon lange blind und lebte von einer kleinen Pension des Königs von Preußen. Varnhagen hat das Manuscript durchgesehn, aber nichts Wesentliches zu ändern gefunden. Das Buch verbreitet über manche Seitenpfade der Literaturgeschichte ein dankenswerthes Licht, aber es macht einen sehr trüben Eindruck. Es ist nicht bloß ein verfehltes Leben, das uns in demselben entgegentritt: derselbe Grundirrtum zieht sich durch drei Generationen hindurch. Frau von Chézy ist zweimal geschieden, ihre Mutter ist zweimal geschieden, ihre Großmutter, die berühmte Karschin, ist zweimal geschieden. Es sieht wie eine Art Prädestination aus; wenn man aber genauer aufmerkt, so findet man, daß überall gleiche Ursachen gleiche Wirkungen erzeugen. Und grade darum sind diese Memoiren

lesenswerth, denn sie weisen auf ein Uebel hin, das weit über den Kreis dieser Familie hinausgeht.

Der Vater der Karschin, der Schenkwrth Dürrbach, lebte auf einer einsamen Meierei zwischen Züllichau und Krossen, nahe der niederschlesischen Grenze. Anna Louise, geboren den 1. December 1722, verlor ihn schon im sechsten Jahre, ein Großoheim nahm sie zu sich auf seine Landbesitzung Tirschtiegel, wo das junge Mädchen Gelegenheit fand, sich in der Bibliothek zu thun zu machen, sehr zum Mißfallen ihrer Großmutter, die zu sagen pflegte: „ein Mädchel muß nicht schreiben können, das führt sie nur zu Liebesbriefen, zu weiter nichts Gutem.“ Als sie gar anfing, Latein zu lernen, wurde es ihrer Mutter zu viel; sie nahm sie wieder zu sich. „Kein Cherub war es, der das wehrlose Kind aus ihrem Paradiese vertrieb; es war das verjährte Vorurtheil, das feindlich den Frauen jedem geistigen Aufschwung entgegenwirkte.“ In der Wüste des Lebens sollte das Weib nur Kameel und Dromedar sein, das ging, so lange es seine eigenste Bestimmung nicht kannte.“ Es war für sie eine Zeit großer Entbehrungen; der Wohlstand des Hauses ging zu Grunde und sie war zuweilen genöthigt, das Vieh zu hüten. Doch las sie nicht bloß heimlich, sie versuchte sich auch eifrig in Versen.

Als sie 16 Jahr alt war, verheirathete man sie an einen jungen Tuchmacher Namens Hirschkorn. Er hatte auf eine Wittigst gerechnet, und war verdrießlich, darin getäuscht zu sein. „Dazu kam noch ihre Unerfahrenheit in der Haushaltung und ihr zerstreutes Wesen, welches sie nicht überwinden konnte. Das arme junge Weibchen war zu bedauern. Bei dem besten Willen konnte sie doch nicht das Geringste handhaben, wobei sie nicht etwas verschüttet im Wege liegen ließ, auf etwas trat, oder etwas verkehrt machte. Das verdroß ihren Mann sehr.“ Bald kamen Kinder. „Ihr Mann störte sie mürrisch, wenn sie beim Warten des Kindes in einem Buche las.“ Er veranlaßte sie, ihn bei seiner Profession zu unterstützen, „indef ihre Gefühle in tausend poetischen Bildern herumflatterten.“ Nur Sonntags, wenn ihr Mann ausgegangen war, „nahm sie, ihre Kleinen neben sich, eine Feder oder Buch in die Hand und erleichterte ihren Geist in dem freien Felde der Ideen.“ Die Nachbarschaft in Schwibus, wo sie wohnten, erfuhr sehr bald, daß die Hirschkorn Verse machen könne. Einen höhern Aufschwung nahm ihre Muse, als Friedrichs Thaten das Vaterland aufregten, und namentlich als ein alter Jugendfreund nach Schwibus zog und sie mit Büchern versorgte. Ihr Mann warf zuweilen die Bücher ins Feuer. „Tief gekränkt, wurde nun auch sie nachlässiger in ihrer sonst so rastlosen Sorge ihm zu genügen, und versäumte in schmerzlicher Zerstreuung die Sklavenarbeit, welche er ihr täglich auflegte.“

Eines Tages kam er von seinem Ausgang mit einem Häuschchen zurück, welches ihn sonst immer guten Muthes machte. Er warf beim Hereintreten

mit lustiger Geberde den Hut auf den Tisch, schwang sich auf einem Bein herum, und rief: „Bivat, es lebe der König von Preußen! Höre, Louise! weißt du was Neues? Der König hat in seinen Landen die Erlaubniß zur Ehescheidung gegeben; was meinst du, wenn wir die ersten wären, die sich scheiden ließen?“ Seine äußerst erschrockene Frau konnte ihm hierauf nicht antworten, und er fuhr fort: „Na du hast doch nichts dawider, wenn wir den Anfang machen.“ „Ach Gott, du wirst doch das nicht thun!“ war ihre Antwort. „Ja ja das werde ich wol thun!“ erwiederte er. „Und was ist denn für ein Unglück dabei, wenn man einander nicht leiden kann, ist's nicht besser als davon.“ Die Frau weinte jämmerlich, aber er sagte: „Höre Louise, weine nur nicht, das Weinen kann zu nichts helfen, es wird nicht anders, ich habe meinen Sinn darauf gesetzt.“

Kurz die Scheidung erfolgte; 11 Jahr hatte die Ehe gedauert. Als sie, ohne zu wissen wohin, zum nächsten Thore hinausging, begleitete sie ihre Schwiegermutter dreiviertel Meilen weit, schluchzte und weinte neben ihr her, streckte oft ihre gefalteten Hände vor sich aus und rief: „ach meine liebe Schwiegertochter! daß Gott sich erbarme! du wirst recht aus dem Hause gestoßen!“ Sie lebte dreiviertel Jahr hauptsächlich von den Almosen, die ihr ihre Gedichte eintrugen, als ein junger Schneidergesell Namens Marsch ihr seine Hand antrug. Sie willigte ein und zog mit ihm nach Fraustadt. „Sie überwand den Widerwillen, den ihr Mann ihr vom ersten Augenblick eingestößt hatte;“ er fand keine Arbeit und „sein Mißmuth wurde durch die unverkennbare Kälte seiner Frau vermehrt.“ Er nahm seine Zuflucht zum Trinken und es kam zu heftigen Schlägereien. Mittlerweile verbreitete sich ihr poetischer Ruf nach Großglogau und auf den Rath ihrer Freunde zog sie 1755 mit ihrem Mann und ihren Kindern dorthin. Sie fand Zugang in vornehmen Häusern, in ihrem eignen Hause war Noth und Glend. Ein Feldprediger, der sie 1758 besuchte, erzählte: „Wir fanden sie in einer armseligen Wohnung. Zwei ihrer Kinder, die ältesten, gingen in zerrissenen Kleidern in der Stube umher. Das dritte saß vor ihr, und das vierte ganz kleine auf ihrem Schoß. Sie selbst aber saß unter dem Getümmel dieser Kinder und brachte eben eine Predigt, die sie in der reformirten Kirche gehört hatte, in Verse. Indeß wir uns mit ihr unterhielten, hatte sie einen halben Bogen ergriffen, mit dem sie uns beschenkte. Hier ist sein Inhalt:

Ihr Freunde von den Wissenschaften!

Ihr kamet mich zu sehn, von der ihr viel gehört.

Ihr saht die Dürftigkeit. — Ich wurde nie belehrt,

Und keine Regel bleibt mir im Gedächtniß haften,

Ich bin nur von Natur der zweiten Schöpferin,

Von ihr allein aus bin ich, was ich bin.

Vier Kinder stören mich; doch das Geräusch von Kindern  
 Kann nicht den Trieb in mir und nicht das Feuer mindern.  
 Mein Glück ist klein, doch groß genug für mich,  
 Und im Gesang ist mir der Gram nicht hinderlich.  
 Ihr Freunde, die ihr euch die große Mühe nahmet,  
 Und mich so niedres Weib zu sehn nach Glogau kamet,  
 Euch geb' ein solches Glück freundschaftlich das Geleit,  
 Als euer Herz verdient und eure Redlichkeit,  
 Die ich aus euren Augen kenne,  
 Und die ich mich bereit zu euren Diensten nenne."

Wir können uns bei diesem Bericht doch der Bemerkung nicht erwehren, daß Frau Karschin lieber die zerrissenen Kleider ihrer Kinder hätte flicken sollen, statt eine Predigt in Verse zu bringen. — Ein edler Freund brachte es dahin, daß Karsch von Glogau entfernt wurde. „Die Vermittlung ging zwar nicht den Weg Rechtsens, allein die Karschin wurde dadurch frei und der schwersten Sorgen entladen.“ Obgleich ihr Mann wieder zurückkehrte, fand sie Gelegenheit, ein Gedicht an einen Baron Kottwitz zu richten, der sie reich beschenkte und ihr eine Bitte frei stellte. Sie antwortete augenblicklich, ihr heißester Wunsch wäre, nach Berlin zu kommen. Bald darauf kam ein stattlicher Reisewagen sie abzuholen. Ihr Mann machte unterwegs eine leidenschaftliche Scene, aber Kutscher und Bedienter achteten nicht darauf. So kam sie 25. Jan. 1761 in Berlin an, wo sie von der Aristokratie und der Literatur als berühmte Dichterin glänzend empfangen wurde. Ihre Kinder wurden durch die Fürsorge der Freunde anderwärts untergebracht. Am thätigsten nahm sich Gleim in Halberstadt ihrer an. Er gab eine Auswahl ihrer Gedichte auf Subscription heraus, die einen Reinertrag von 2000 Thlr. abwarf. Den 24. Oct. 1763 erhielt sie Audienz beim König. Sie hat dieselbe in einem langen Gedicht beschrieben, von dem wir hier einiges mittheilen.

Er frug: wer lehrte dich Gesang?

Wer unterwies dich in Apollos Saitenzwang? —

Held! sprach ich, die Natur und Deine Siege machten

Mich ohne Kunst zur Dichterin. —

Er lächelte und wollte wissen,

Woher ich Nahrung nähm; da sagt ich: Freunde müssen

Mich nähren, täglich geh ich hin

Zum niemals stolzen Stahl, der stets mich gerne siehet

Und eine zweite Sängerin

In meiner Tochter Dir erziehet. —

Ich sprach, und Friedrichs Blick schien meinen Freund zu loben.

Nach meiner Wohnung frug er mich.

Monarch, sprach ich, die Sterne grenzen nachbarlich

Mit meinem Winkel unterm Dache hoch erhoben! —

Der König lachte laut, und ich beherzt und frei  
 Wie eine Römerin, ich zog der Stirne Falten  
 Sanft auseinander, lachte so  
 Wie einer, den ein Bret hat in dem Meer erhalten  
 Und jetzt die Sonne sieht, und ihren Strahlen froh  
 Entgegenblickt, und vor Entzücken  
 Das Lächeln auf der Lippe trägt. . . .  
 Des Vaterlandes Vater sprach  
 Zuletzt, er würde mir das Leben sorglos machen,  
 Und alle Musen sprachens nach.

Leider hielt der König sein Versprechen nicht, so unablässig sie ihn daran erinnerte; einmal schickte er ihr zwei Thaler, die sie mit dem bekannten Spruch: „Zwei Thaler gibt kein großer König u. s. w.“ zurücksandte; im Januar schickte er ihr drei; sie quittirte mit folgendem Gedicht:

Seine Majestät befahlen,  
 Mir anstatt ein Haus zu baun,  
 Doch drei Thaler auszuzahlen.  
 Der Monarchbefehl ward traun  
 Prompt und freundlich ausgerichtet,  
 Und zum Dank bin ich verpflichtet.  
 Aber für drei Thaler kann  
 In Berlin kein Hobelmann  
 Mir mein letztes Haus erbauen,  
 Sonst bestellt' ich ohne Grauen  
 Heute mir ein solches Haus,  
 Wo einst Würmer Tafel halten  
 Und sich ärgern übern Schmaus  
 Bei des abgegrämten alten  
 Magern Weibes Ueberrest,  
 Das der König darben läßt.

Als der König starb, richtete sie an seinen Nachfolger eine poetische Schuldforderung. Sie wurde in das Haus des Oberhofdruckers Decker beschieden, die Flügelthüren sprangen auf, und mitten in einer glänzenden Gesellschaft „trat ein stattlicher Herr im schwarzsamtnen Kleide, woran ein Kreuz flimmerte, ihr entgegen und rief ihr zu:

Freu dich, Deutschlands Dichterin,  
 Freu dich hoch in deinem Sinn!  
 Der König hat befohlen mir,  
 Ein neues Haus zu bauen dir.

Es war — der Staatsminister v. Wöllner!“ — Die Dichterin genoss nicht lange ihres neuen Hauses, sie starb 12. Oct. 1791, und wir finden es nur schicklich, daß mit ihrem Tode, wie ihre Enkelin berichtet, mehrere Wunder-

zeichen verknüpft waren. — Aus ihren letzten Jahren sind indeß noch einige weniger erfreuliche Züge nachzuholen.

Ihres ältesten Sohnes, Christian Hirsckorn, hatte sich ein unbekannter Wohlthäter angenommen. Unglücklicherweise hatte Christian, im Brieffschreiben wenig geübt, seiner Mutter einen Brief geschrieben, der ihr nicht gefiel; und sie schrieb dem unbekanntem Wohlthäter: „sie hätte ein Billet von ihrem Sohn empfangen, wo weder Stil noch Gedanke darin wäre, und sie könnte sich nicht entschließen, einen Menschen von 16 Jahren, der noch kein Billet an seine Mutter schreiben könnte, auf fremde Kosten studiren zu lassen“ —! Infolge dessen ward der Sohn ihr zurückgeschickt, und „keines Menschen Güte hat sich ferner um ihn bekümmert“ —! Es war derselbe Sohn, dessen Kleider sie ungestickt ließ, weil ihr Genius sie trieb, Predigten zu versificiren!

Caroline, ihre Tochter aus zweiter Ehe, geb. 1754, scheint in der Pension schlecht gehalten zu sein: „nie wurde die kleine Karsch an Festtagen nach Hause geladen!“ Ihre Mutter mußte dichten! 1769 ließ die Karschin sich bereden, „sie ihrem Oheim (Dürnbach) zu verloben . . . die Kleine brachte mit blutendem Herzen das Opfer, das ihr tyrannisch abverlangt wurde.“ „Nach einer neunjährigen Ehe (1778) gelang es ihr, die Kette von sich zu wälzen, unter der sie hilflos geschmachtet hatte.“ 1782 heirathete sie einen Herrn v. Klencke, der sterben wollte, wenn sie ihn nicht erhörte; die Tochter Helmina (Wilhelmine) wurde 26. Januar 1783 geboren; gleich darauf wurde auch diese Ehe gelöst. „Ich ziehe, erzählt Helmina, einen Schleier über diese Begebenheit, die mich im Mutterschoß zur Waise machte — doch nicht verschweigen will ich hier ein Lied der Karschin an den Schwiegersohn,“ (doch wol im Namen ihrer Tochter?) „den sie mit solcher Muttertreue geliebt.“

Wiederkehren willst du nun?

Denkst der Tochter zu genießen

Und in meinem Arm zu ruhn,

Wenn du erst zu meinen Füßen

Hundertmal gesunken wärst, und dich

Einem Wurme gleich gekrümmt,

Bis du endlich mich

Hättest umgestimmt?

O du Falscher! schäme dich,

Kannst du neue Schwüre finden,

Meinen Abscheu jetzt zu überwinden

Der so unauflöslich ist? u. s. w.

Die Hefigkeit der alten Dichterin scheint viel dazu beigetragen zu haben, das Verhältniß zwischen den beiden Eheleuten zu verwirren; als wenigstens später Helmine mit ihrem Vater wieder anzuknüpfen suchte, erwies er sich liebenswürdig genug.

Aus ihrer berliner Kindheit erzählt Helmine einige bezeichnende Züge. Schon früh gab es Liebesbriefe; dann hatte man eine Freundin, mit der Theater gespielt wurde. „Eines von Gellerts Schäferspielen wurde einstudirt. Wir zwei Mädchen trugen weiße Keifröcke mit Rosenguirlanden und grüne Kränze in den Haaren, die in ungepuderten Locken um unsere Schultern flatterten. Unsere zwei Schäfer hatten uns schöne Stäbe geschnitzt. Wir sagten unsere Verse mit Grazie her, unser Publicum war überaus mit uns zufrieden. Wir hatten auch Schäferhunde mit rothen Halsbändern.“ „Minchen hatte zwar wenig oder gar keine Ideen, aber viel natürlichen Verstand. . . Ich verlangte, sie möchte mit mir über verschiedene Gegenstände disputiren; es geschah im Garten. Wir vertheidigten jede unsere Meinung wegen der Trauer um geliebte Verwandte: Minchen wollte die Trauer, ich verwarf sie. Ich erinnere mich noch, daß ich einmal wegen öffentlichen Hinrichtungen auftrat, zuweilen auch im Ernst eine Predigt hielt. Minchen predigte gegen meinen Sag.“ „Bei allem, was ich vornahm, schwirrten die Bilder aus den Büchern, die ich gelesen, um mich herum, und ich lebte durchaus nicht in der wirklichen Welt. Das gewöhnliche Leben war mir nackt und dürr; ich ersehnte Menschen und Dinge, wie sie in meinen Büchern standen.“ Ihre Lieblingsbücher waren — Karl von Karlsberg!! Hippels Lebensläufe; Karl Ferdiner; Jean Pauls unsichtbare Loge und Hesperus; dann „Karl Pilger, Roman meines Lebens“ (von K. Spazier, später Jean Pauls Schwager). Chodowiecki, der Freund ihrer Großmutter, gab ihr Unterricht im Zeichnen, ohne erheblichen Erfolg. — Bei der Einsegnung wollte sie in Thränen zerfließen: „mein einfaches Kleid dünkte mich ein Staat, die Glasperlen um Hals und Nacken waren mir königlicher Schmuck. Mein von Thränen überschwemmtes Angesicht schien mir im himmlischen Glanz zu leuchten. O, dachte ich, wenn mich die Welt so sehn könnte, wie würde mich alles bewundern!“

Den 19. August 1799 — 16 Jahr alt — heirathete sie einen Baron Gaster. „Er verschwendete unsinnig, Schulden wurden gemacht und nicht bezahlt. Ich sah die Gefahr dieses Treibens nicht ein. Die Bälle und Picknicks gefielen mir; ich kam mir in meinem weißen Ballkleid, mit dem Kranz in meinen braunen Locken, wie eine blendende Schönheit vor. Ueber meine Gedichte hörte ich Schmeicheleien.“ Allmählig stellte sich heraus, daß der Herr Baron ein vollständiger Gauner war. Frau von Genlis, die sich damals, 52 Jahr alt, in Berlin aufhielt\*) und für Helmine ein mütterliches Interesse

\*) Ein Gast in Berlin war damals auch der bekannte Leuchsenring, der für Rachel Levin eine glühende Leidenschaft im Herzen trug, während für ihn ein 16jähriges bildschönes Fräulein, Elise v. Bielefeld, schwärmte. Als er aus Berlin ausgewiesen wurde, ließ sie sich von ihm entführen. „Gold und Juwelen, die sie besaß, hatte sie mitgenommen. Berlin war von dieser Begebenheit ganz erfüllt.“

hegte, trieb lebhaft zur Scheidung. Helmine floh zu ihrer Mutter (Mai 1800), die Gerichte verordneten eine Probezeit, die sie bei ihrem Mann zubringen mußte; nach Ablauf derselben wurde 28. Oct. 1800 die gerichtliche Scheidung ausgesprochen. Frau von Genlis, die kurze Zeit nach Paris zurückkehrte, forderte sie auf, ihr dahin zu folgen und als Kind bei ihr zu leben.

Schon 1799, nach der Lectüre des Hesperus, hatte Helmine an Jean Paul geschrieben; als er nun nach Berlin kam, begann zwischen ihnen ein sehr lebhafter poetischer Verkehr. Noch lange Zeit darauf bewahrte sie sorgfältig seine kleinen Billette auf; hier einige davon: „Rose, Lilie, Nelke, Vergißmeinnicht! Ich komme zwar, aber um eine Fünfviertelstunde später, da ich die Freude habe, bei Ihnen eine Stunde länger zu sein, weil ich nicht ins Schauspiel gehe. Man muß die Freude verkürzen, um sie zu verdoppeln. Ich bin eigentlich schon bei Ihnen, aber auf dem Parnas — unter Ihren Versen.“ „Warum müssen selbst unsere Himmelsträume Lichter und Farben bei der Erde borgen? Warum müssen die Engel eine Leiter haben, um zu Jakob herunterzusteigen?“ Auch mit Jean Pauls Freundinnen, der Hofdame Karoline v. Berg, Auguste v. Haake, Minna v. Knebel u. s. w. wurde Helmine bekannt. Seine Verlobte, Karoline, die Tochter des Tribunalraths Meyer (die ältere Schwester Minna heirathete den Hofrath Spazier), „sah so streng auf die Form in allen Lebensverhältnissen, wie Minna in dieser Hinsicht nachlässig war; sie übte großen Ernst und gefiel sich im Beifall der Welt, an welchen die Schwester gar nicht dachte.“

Auf die „Schwestern von Lesbos“ von Amalie v. Imhoff machte Jean Paul die junge Freundin aufmerksam. „Im antiken Silbenmaß und im antiken Geist, doch kalt vor lauter Vollendung. Aber sie ließ uns nicht kalt, als sie die Dichterin las. Alles was Weimar von geistigen Größen in sich faßt, war um sie her versammelt; Amalie war noch sehr jung, wol noch nicht zwanzig. Sie trat in den Dichterkreis im weißen griechischen Kleide, mit goldenen Spangen, ihr braunes wunderreiches Haar geflochten, gescheitelt, griechisch gewunden, ihre großen blauen Augen strahlend vor innerer Bewegung, die Wangen glühend, der Busen flog und wallte; Welch ein Marmor war lebendig geworden? Sie hatte ein Gesicht so classisch wie ihre Dichtung. Man sah die schöne Hofdame sonst ruhig abgemessen; heute erschien uns die Sängerin wie die griechische Muse selbst. Der Olymp war offen, und seine anmuthsstrahlendste Göttin lebte!“

Der nicht so ernst gemeinten Einladung der Frau v. Genlis folgend, verließ Helmine 23. Mai 1801 Berlin und ihre Mutter, die für diese Reise schwere Opfer gebracht hatte, und kam 2. Juni in Paris an, offenbar ihrer neuen Beschützerin unerwartet, deren Hoffnungen nicht erfüllt waren. Sie sah wenig Gesellschaft, darunter Kosciusko und andere Polen, Leclercq und Fiévée;

mit dem ersten Consul führte sie eine geheime Correspondenz, wurde aber nicht in seine Circle gezogen. Helmine hatte sich verpflichtet, für Feßlers „*Eunomia*“ „Empfindungen und Erfahrungen einer jungen Deutschen in Paris“ „in Sternes Manier“ zu schreiben; Frau v. Genlis lächelte über diese Naivetät, indessen wurden die Sachen doch gedruckt. Außerdem übersetzte sie die Novellen ihrer Beschützerin, die der Ersparniß wegen auf einige Zeit nach Versailles zog, bis ihr März 1802 der erste Consul eine Wohnung im Arsenal anwies. Helmine, die sich mittlerweile mit dem jungen Philologen Schweighäuser verlobt hatte, war ihr immer unbequemer geworden; es kam zwischen den beiden Damen zu ziemlich unangenehmen Scenen, bis Helmine endlich (Juli 1802) eine Zuflucht bei dem Grafen Escherny in Versailles fand. Hier lernte sie u. a. Mesmer kennen, der sie in die Geheimnisse des Magnetismus einweichte. Ihr Bräutigam war ihr untreu geworden. „Die empörenden Umstände dieser Begebenheit werden mir zartfühlende Leser gern erlassen, sie gehören nicht für das unentweihete Auge der blühenden Jugend. Ich glaube jedoch eine ernste Warnung nicht zurückhalten zu dürfen und einer Unthat erwähnen zu müssen, von der ich viele Opfer weiß, an deren Möglichkeit aber nur wenige glauben: es ist die Bereitung eines Getränks, dessen Genuß die vortrefflichsten Menschen sich selbst entfremdet, die Sinne verwirrt und die heftigste Leidenschaft für die Vergifterin erzeugt, die es ihrem Opfer beigebracht hat. Möge niemand diese Warnung belächeln, sie ist auf Wahrheit begründet und so wichtig, daß ich es für Gewissenspflicht halte, noch öfters darauf zurückzukommen. Mögen verdienstvolle Aerzte sie beherzigen und als Menschenfreunde eine neue Spur zu Maßregeln entdecken für Wissenschaft und Sittlichkeit!“

Im Hause des Grafen Escherny erhielt sie Besuch vom Kapellmeister Reichardt und lernte den Grafen Schlabrendorf kennen, wie denn überhaupt die Anhänger der Frau v. Staël sich hier zusammensanden. Von dem wichtigsten Einfluß wurde für sie der Umgang mit Fr. Schlegel, der im Sommer 1802 mit seiner neuen Gemahlin Dorothee und seiner Schwägerin Henriette Mendelssohn nach Paris kam. Die Töchter Mendelssohns hatten natürlich an der Enkelin der Karschin großes Interesse, und der Umgang wurde bald sehr intim. Als Helmine vor zwei Jahren Fr. Schlegels Fragmente im Athenäum kennen lernte, rief sie aus, das müsse ein Wahnsinniger geschrieben haben: „und ich blieb dabei, bis ich ihn in Paris kennen lernte und nach und nach begriff, daß es eine andere Welt der Ideen gebe, als die in meinem Dunstkreis lag.“ „Ich fand Menschen, wie ich mir noch keine geträumt hatte.“ „So schnell als Dorothea sah Fr. Schlegel ein, was mir fehlte und es ergözte ihn. Meine Unkunde aller Dinge des Lebens war ihm neu und erfreulich, er drehte mich gleichsam in seiner Hand herum, wie

ein Bildhauer den Marmorblock, den er beschauen will.“ „Er selbst war einflanglos: weich wie ein Kind und schroff wie ein Gigant, hinwegend im Aether und wühlend im Boden nach Vergnügungen, die ganz irdischer Natur waren. Er war zu sehr von Selbstgefühl erfüllt, zu fleißig und zu bequem, um Schritte zu machen, die ihn zur Erreichung einer Absicht hätten führen können.“ „Er sagte zu Dorothee, der Markos sei noch lange nicht undurchdringlich genug dargestellt und er hätte beim Dichten nur mehr Opium nehmen sollen, so würde er das erreicht haben, was er gewollt. Er sagte vieles aus reiner Ironie; er sagte auch mit vollem Bewußtsein und absichtlich viel Unverständiges. Ueberhaupt war das Eckige und Schroffe, das öfters bei ihm hervortrat, Willkür; denn wenn er irgend Lust hatte, konnte er die feinste und anmuthigste Haltung annehmen und durchweg behaupten.“

Zum Verkehr gehörte damals auch Achim von Arnim, „einer der wenigen, die mich mit einem Bruderherzen liebten, meine unbeschränkte Lage nie durch selbstische Annahmen kränkten.“ „Im Umgang suchte er seinem tiefen Gefühl hier durch Spott, der selten anmuthlos war, dort durch Ernst einen Damm zu setzen.“ „Er gerieth öfters in Streit mit Fr. Schlegel, und kam mir alsdann etwas bitter vor; sein schönes Herz glich jedoch bald alles wieder aus.“ Ferner Charles Villers, der Schlegels Vorlesungen besuchte.

Bekanntlich nahm Schlegel Unterricht im Sanskrit bei Hamilton, täglich drei Stunden; Persisch lernte er bei Chézy (geb. 1773, Schüler von S. de Sacy und Langlès, seit 1799 Conservator der orientalischen Handschriften bei der Nationalbibliothek), der die Damen zuweilen in der Bibliothek umherführte und Helminen sofort ein lebhaftes Interesse einflößte. — Im Hause, wo Schlegels wohnten, wurden einige Zimmer frei; sie lagen im Garten, den ein Treibhaus und zwei Reihen hoher Bäume schmückten. Diese Zimmer nahm Helmine ein; sie führten alle gemeinsamen Haushalt. Dazu kamen im Herbst 1803 auf neun Monate noch drei Gäste aus Köln, die Gebrüder Boisseree und ihr Freund Vertram (geb. 1776), die bei Schlegel ein Collegium bestellten und es in vollwichtigem Gold vorausbezahlten; an diesem Collegium nahm auch Helmine Theil. Sehr häufig besuchte sie Frau von Krüdener, die alte Freundin Jean Pauls, damals die gefeierte Weltkame, deren eben erschienenen Roman Valérie Dorothee und Helmine gemeinschaftlich übersetzten. „Dorotheas vorsorglicher Sinn wußte die Häuslichkeit angenehm zu gestalten. Immer wars bei ihr heimlich und traulich; noch heute verstehe ich nicht, wo sie Zeit zum Schreiben fand. Allein die Getreue, deren flinke Hand Friedrichs Wäsche nähte und in Stand erhielt, war auch die Copistin aller seiner Schriften. Sie arbeitete damals vieles vom (nicht erschienenen) zweiten Theil des Florentin aus, schrieb für die Europa (wie auch Helmine), übersetzte den Merlin, führte eine ausgebreitete Correspondenz

und fand noch Zeit, die merkwürdigsten Gegenstände in Paris zu betrachten, Concerte und Theater zu besuchen, neue Schriften zu lesen, die Abende durch Geselligkeit zu erheitern, durch Vorlesungen zu beseelen. Hinreißend las sie, und war immer stark, freudig und heiter.“ Zu den Arbeiten der Damen in jener Zeit gehören auch die Uebertragungen der „Curyanthe“ und anderer altfranzösischer Romane. — Ein wesentliches Mitglied des Kreises war Henriette Mendelssohn. — Inzwischen blieben auch Störungen nicht aus. Helmine schwärmte für Bonaparte, den sie im Nov. 1803 in einem großen Helmingedicht zu feiern unternahm, während Schlegel, der vergebens nach einer Anstellung suchte, sich immer mißtrauischer über ihn aussprach. Zudem wurde seine Vorliebe für den Katholicismus immer heftiger.

Im Frühling 1804 ging Schlegel mit seinen drei Freunden nach Köln; Dorothee folgte in einigen Wochen. Sein Bruder wurde, wie Helmine versichert, nur durch Frau v. Staël abgehalten, sich ihm anzuschließen. Einen Abend hatte, wie Helmine versichert, das Urbild zu Goethes natürlicher Tochter, in die Verschwörung Pichegrus verwickelt, bei Schlegels Zuflucht gesucht.

Einen Ersatz fand Helmine an Frau von Wolzogen; auch mit Frau von Genlis knüpfte sie wieder Verbindungen an. Nach Dorothees Abreise lebte sie bei Madame Recamier in Clichy; man suchte ihr, nach Gründung des neuen kaiserlichen Hofhalts, eine Stelle in demselben als Gouvernante zu verschaffen, doch schlug es fehl. Anfang November, als Madame Recamier Clichy verließ, miethete sie sich in einer englischen Pension ein; in derselben Zeit kehrte Fr. Schlegel nach Paris zurück, und erklärte, daß er des Aufenthalts in Köln herzlich satt wäre, so edel seine Freunde für ihn gesinnt seien. Er hoffte noch auf einen Wirkungskreis in Paris, allein es war keiner zu ermitteln, obgleich er den ganzen Winter daselbst blieb. Damals schrieb Helmine ihre Schrift, „Kunst und Leben in Paris seit Napoleon I.“

Im folgenden Jahr (1805) heirathete Helmine ihren orientalistischen Freund v. Chezy. Dieser hatte „Medschnun und Leila“ ins Französische übersetzt; eine deutsche Uebertragung des Gedichts von Hartmann (1807) wurde von Helmine recensirt. Sie hatten einige Kinder, aber das Glück in der Ehe war der Familie einmal nicht bestimmt; schon im Sommer 1808 hatte Chezy „vergessen, was ich vor wenig Jahren noch seinem Herzen, seinem Geist und seinen Mußestunden gewesen!“\*) Sie zog von ihm nach Montmo-

\*) Helmine findet die Ursache hauptsächlich in der Schwiegermutter, die sie selbst „ein Muster der Weiblichkeit und Häuslichkeit“ nennt. „Ich war nur für die Poesie erzogen worden, mein redlichster Wille konnte die Einübung in das häusliche Getriebe nicht ersetzen. Ich hätte mich total umschaffen müssen, um ihrem Begriff von einem Weibe wie es sein sollte, zu entsprechen. Glauben Sie mir, schrieb sie einmal, hören Sie mit Ihren Schreibern auf

rency, wo sie von Chamisso, J. Werner, Dehlenschläger und andern besucht wurde (1809); auch Henriette Mendelssohn blieb ihr treu; endlich 1810 hatte sie alle Hoffnung aufgegeben, sie verließ ihren Mann mit dessen Einwilligung und begab sich nach Heidelberg. Sie hat ihn nicht wiedergesehen. „Schwer war mein Schicksal; blutarm kam ich nach Deutschland.“ In derselben Zeit war ihre Mutter gestorben.

In Heidelberg war das angesehenste Haus das der Generalin Helwig (ehemals Amalie von Imhoff), deren Schönheit auch diesmal einen mächtigen Eindruck auf sie machte. „Ihre Gesichtszüge waren antik, sie glich der Henriette Herz.“ In diesem reichen Hause fand sich die Aristokratie des Geistes zusammen, die Boisseree und Bertram, die ihre Galerie nach Heidelberg verpflanzt, Frau v. Schiller, die sich vorübergehend daselbst aufhielt, Caroline Rudolphi, die bald darauf starb, Karl Thorbecke, der Dichter von „Beatus“, Graf Haugwitz, Karl von Raumer und die Professoren Daub, Kreuzer, Nägele u. s. w. Wichtiger noch für den allgemeinen Ton Heidelbergs war die Ankunft des Prof. Zacharia. „Sein Haus stand allen Studirenden offen, er zog sie nach und nach in die Familienkreise der Stadt und entfernte die Scheidewand, die den Studenten vom Philister trennte. Ehedem konnte kein achtbares Mädchen unbeschimpft über die Gasse gehen oder sich auf den Spaziergängen sehen lassen.“ — Schloffer und Frau v. Guaita (Meline Brentano) beredeten Helmine (die in Fouqués Musen über die Boissereesammlung referirte) auf einem Besuch in Heidelberg, nach Frankfurt zu gehn; von da begab sie sich (1811) nach Aschaffenburg, wo ihr Windischmann die eben fertigen Originalzeichnungen Cornelius' zum Faust vorlegte, und wo der Fürst Primas ihr Beschützer wurde. „So hatte mich das Schicksal gleichsam an das Sterbelager der Aristokratie geführt; denn man lese nur den Gothaischen Kalender, so wird man sehen, daß sie nur noch ein Scheinleben hat.“ Im Auftrag des Fürsten mußte sie den durchreisenden Napoleon ansingen; in seinem Auftrag dichtete sie das Drama „Eginhard und Emma“, das erst in Aschaffenburg, dann im Privattheater des Fürsten von Leiningen vor höchsten Personen aufgeführt wurde. Zugleich legte sie sich aufs Spanische und übersetzte den Calderon. — In den Unruhen des Jahres 1812 verließ sie Aschaffenburg und ging nach Darmstadt, wo sie wieder im Schoß der Aristokratie lebte; ihre vertrauteste Freundin war Henriette v. Montenglout, Schauspielerin und Sprachlehrerin. Die Noth der durchziehenden Verwundeten trieb sie, sich thätig der Hilfe anzunehmen: dies wurde nun das große Geschäft ihres Lebens. Sie untersuchte im Juni 1815, durch eine Art Cabinetordre autorisirt, die belgischen Lazarett und stiden Sie Ihre Sachen!“ — Doch ist zu bemerken, daß auch nach dem Tod seiner Mutter Chézy keine Veranlassung fand, sein Weib zurückzurufen, ja nur ihr die Sache mitzutheilen: Chézy's Charakter ließ keinen Entschluß in ihm reif werden, bemerkt Helmine bei dieser Gelegenheit.

rethe, und richtete über den schlechten Zustand derselben (10. Jan. 1816) eine Beschwerde an den General Gneisenau, in Folge deren sie der Verleumdung angeklagt und vor das Criminalgericht citirt wurde. Sie ging (Febr. 1816) nach Berlin, wo sie sehr kalt empfangen wurde — wie es scheint, nicht bloß wegen ihres Processes, den L. A. Hoffmann führte, und in dem sie endlich (Juli 1817) vollständig freigesprochen wurde. In Berlin verkehrte sie hauptsächlich in dem Hoffmann-Hizigschen Kreise, und schrieb den Roman „Emmas Prüfungen“: „Ich hatte den stolzen Gedanken gehegt, Deutschland zu schildern, wie die unsterbliche Staël in Corinna Italien geschildert.“ Ihre Gönnerin war die Prinzess Wilhelm, die sich später auch der Frau Paalzow so huldboll annahm.

7. Oct. 1817 siedelte Helmine nach Dresden über, wo sie von der romantischen Schule sehr ehrenvoll empfangen wurde: Louise Brachmann, Therese aus dem Winkel, Ernst v. Malsburg, Graf Löben, der sie schon 1814 auf einer Rheinreise begleitet hatte: eine weiche Seele, Aristokrat aus Romantik, Herrnhuter und zugleich Lobfänger der Jungfrau Maria, Graf Ralkreuth u. a. Dazu kam der Liederkreis: K. M. v. Weber, Theodor Hell, Karl Förster, Fr. Kind, A. Kuhn, G. Gehe, Böttiger u. s. w. Es war eine seltsame Reihe wohlwollender, sentimentaler und verkümmelter Persönlichkeiten. Später kam Tieck dazu. „Im Gegensatz zu Fr. Schlegel, der am liebsten das Gespräch auf politische und religiöse Zustände lenkte, blieb aus Tiecks Unterhaltungen Religion und Politik weg. Sie enthielten nur Ansichten über Poesie und Literatur, und zwar nicht von der ernstern Seite, sondern von der erheiternden und spöttischen. Ein Freund und Verehrer der Frauenpoesie war er nicht. Er hatte mit Fr. Schlegel gemein, daß er seine Opfer erbarmungslos schlachtete, ohne ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.“ — In dieser mit Calderon geschwängerten Atmosphäre wurde die Guryänthe gedichtet. Auch der alte Freund Jean Paul fand sich zuweilen ein. Doch wurde auch in Dresden Helmine zuletzt unruhig, sie ging 1823 nach Wien. Dort schrieb sie für Franz Schubert die Oper Rosamunde, die aber nicht durchdrang, weil der junge Componist durch die Webersche Partei angefeindet wurde, und das Lustspiel „der Wunderquell“. Auch ihr Sohn Wilhelm trat bereits als Dichter auf. — Von neuem ließ sich Helmine in Dinge ein, die ihr verdacht wurden: auf ihren Reisen durch das Salzkammergut sammelte sie die Beschwerden der Bewohner über die Verwaltung; man witterte demagogische Umtriebe und stellte eine Untersuchung an, die indeß mit ihrer Freisprechung endete. Aber ihr Sohn Wilhelm hatte sich bei der Gelegenheit „von den Einflüsterungen gewissenloser Menschen hinreißen lassen, und sah die Sache in einem schiefen Licht an.“ Als sein Hauptverführer wird Spindler angegeben, der seine eigne Natur in „Boa Constrictor“ geschildert haben soll. Ein anderes seiner Opfer,

der Philolog Braun, äußerte in Heidelberg im Wirthshaus in ihrer und ihres Sohnes Gegenwart (bald nach der Geschichte mit dem heiligen Rock): „Der Kampf wird jetzt ernster als je, und es ist hohe Zeit, daß er es werde! Wir haben den Protestanten große Concessionen gemacht, diese müssen alle aufhören. Bald wird sie schlagen, die große Stunde, wo die neue Bartholomäusnacht gefeiert wird: keine pariser Bluthochzeit, keine europäische — o nein! die Bartholomäusnacht der Welt. Und da will ich zuschlagen, so lange ich den Arm rühren kann. Vertilgt müssen sie werden bis auf den letzten Mann, Gott wird seine heilige Sache schützen.“ „Mir schauderte, erzählt Helmine weiter, ich war keines Wortes fähig. Ich sah auf meinen Sohn Wilhelm hin, ich hoffte ein tröstliches Wort von ihm, er schwieg mit der ruhigsten Miene.“ Als sich nachher lebhafter Widerspruch erhebt, entfernen sich die beiden Herrn schweigend, sie rächen sich dadurch, daß sie ihre starke Weinrechnung unbezahlt lassen.

Im März 1831 hatte sie Oestreich verlassen und war ihrem Sohn nach München gefolgt, wo sie der Hof sehr huldreich empfing. Hier traf sie ein Mißgeschick „wie ein Donnerschlag aus heiterer Luft. Das Bubenstück war mit der größten Schlaubeit entworfen. Als ich die Grundfäden des Gewebes durchschauen konnte, erfaßte mich ein Ekel; meine Kraft, dagegen zu kämpfen, erlag, denn die Verfolgung gegen mich kam von einer Seite her, wo man es nicht erwarten konnte. Man wollte mich vernichten. Was davon gelang, konnte nur durch die schönödesten Mittel erreicht werden.“ „Ich ersuchte und erstrebte mit Recht volle Genugthuung, und würde sie erlangt haben, wenn ich gewußt hätte, wer mich verfolgte. Die wahren Urheber und Leiter des Angriffs waren und blieben verborgen, sie standen hinter ihren Werkzeugen, die durch eine höllische List einen höhern Schutz zu erlangen gewußt. Es ist nicht Mangel an Muth, wenn ich schweige . . . . Noch immer sind dieselben Hände thätig, bittere Tropfen in die Reige meines Lebensbeckers zu schütten, aber ich murre nicht.“

1832 starb Chézy an der Cholera; Helmine eilte nun nach Paris, um seine Bücher und Manuscripte zu verkaufen und sich eine Pension auszuwirken; mit was für Schwierigkeiten sie zu kämpfen hatte und wie wenig sie im Ganzen ausrichtete, mag man im Buch selbst nachsehen. — Daß es im Ganzen eine trübe Lectüre ist, hat der Leser wol gefühlt; sie legt uns zugleich die Frage nahe: worin wol das Vorurtheil gegen Schriftstellerinnen seinen Grund hat? — Die Scheu vor der Concurrnz, wie man zuweilen meint, ist es wol nicht; auch handelt es sich nur um ein Vorurtheil, d. h. um ein Bedenken, das im bestimmten Fall die Erfahrung aufheben kann und öfters wirklich aufhebt. — Jenes Bedenken stützt sich auf zweierlei. Einmal liegt in dem specifisch „literarischen Leben“ an und für sich etwas Ungesundes, Ungeordnetes;

eine Richtung auf das Persönliche im Menschen und eine Verwechslung desselben mit den Gegenständen, welche der Mann, an Kämpfe jeder Art gewöhnt und dazu geschaffen, leichter ins rechte Geleise bringt als das Weib, das oft nur auf Kosten der Weiblichkeit jene Schwierigkeiten überwindet, in seinem Gefühl sie übertreibt und dadurch von der Welt und der eignen Bedeutung eine falsche Auffassung sich bildet. — Dann fehlt dem Weib jene Beobachtung der Wirklichkeit (wir möchten sie die historische nennen), die nur dem Mithandelnden möglich ist: sie ist darauf angewiesen, entweder das eigne Herz zu öffnen, oder ihre ganz äußerlichen Beobachtungen zu copiren. Beides geschieht nicht ohne Gefahr. Um Stoff zu haben, forcirt man leicht die Regungen des Herzens, man setzt sich vor sich selber in Positum, man kokettirt; und jene rein äußerliche Beobachtung, die nicht im Sinn der Charaktere schafft, sondern nur daguerreotypirt, ist zuweilen vom Klatsch schwer zu unterscheiden. — Freilich gibt es starke oder edle weibliche Naturen, die das überwinden; freilich gibt es männliche Schriftsteller, die sich weibischer gebärden als alle Weiber — und wie viele haben wir jetzt in Deutschland! aber daß die Gefahr für das Weib näher liegt als für den Mann, wird niemand bereitwilliger zugestehn, als ein edles Weib. — Nirgend aber ist uns der Gedanke so widerwärtig entgegengetreten, als in den „Erinnerungen für edle Frauen“, die der modernste Herausgeber als ein Ideal bezeichnet!

Elisabeth Fischer, geb. 11. April 1761 in Königsberg, heirathete 1780 den Juristen Graun, den Sohn des bekannten Kapellmeisters; zu ihren Freunden und Verehrern daselbst gehörte ein älterer Herzog von Holstein-Glücksburg und zwei jüngere Leute, Genz (geb. 1764; bis 1786 in Königsberg) und v. Stägemann (geb. 1763). Der Letztere erzählt in seinen „Erinnerungen“ (1840): „Eine junge Frau in der Blüte einer anerkannten Schönheit, ging sie wie die Dame von Fayel streng und still an der Schar ihrer Verehrer vorüber, wenn sie auch, wie jene, mit zartem Sinn eines schönen Liedes sich freuen mochte. Der Eindruck des ersten Herzschlages (1785) milderte sich in der nächsten Zeit, da ich anfangs nur selten Gelegenheit fand, sie zu sehn, auch bei meinem fast gleichzeitigen Eintritt in den Staatsdienst nicht Muße hatte, einer Leidenschaft nachzuhängen, die dennoch im Anfang des Jahres 1786 in vollen Flammen stand. Erst im folgenden Jahr wagte ich an sie zu dichten, meistens in einer Gattung bald längerer bald kürzerer Episteln, deren eine ziemliche Zahl von ihr selbst noch aufbewahrt worden ist. In demselben Jahr (1787) ward ihr Mann nach Berlin versetzt, ließ sie aber mit den Kindern in Königsberg zurück, um zuvor seinen Haushalt gehörig zu ordnen. Elisabeth, die sich mit ihrer Mutter zu einer gemeinschaftlichen Dekonomie vereinigte, fing nun ein Stilleben an, worin sie sich, nächst der Sorge für die Erziehung der Kinder, ihrer Neigung zur Kunst,

zur Musik, Malerei und Literatur mit Bequemlichkeit überließ. Dies unfreiwillige Stilleben währte, von keiner Seite in solcher Dauer geahnt, fast acht Jahre; erst 1795 folgte sie ihrem Mann nach Berlin. Eine höhere Hand fügte es hier anders, als sie dachte. Bei der entschiedensten Abneigung gegen eine Trennung ihrer Ehe, auf deren Glück sie früh verzichtet hatte, sah sie sich dennoch bald nach ihrer Ankunft zu diesem Schritt unausweichlich gezwungen. Sie hatte, wie sie mir schrieb, nur zwischen Wahnsinn oder Tod zu wählen. Sobald ihr Entschluß ausgeführt war, kehrte sie nach Königsberg zurück, und im Sept. 1796 erhielt ich ihre Hand, die sie mir bereits in Berlin zugesagt hatte.“ Nach einer langen glücklichen Ehe starb sie 12. Juli 1835; Stägemann folgte ihr 1840.

Um der Farbe willen, theilen wir unter den zahlreichen Briefen von Genß an Elisabeth einen aus dem December 1793 mit; wobei wir daran erinnern, daß Genß ein Jahr vor ihrem Mann nach Berlin abreiste.

„Es gab einst (also vor 1786) eine furchtbare Verabredung unter uns, die meine Verdammniß, meine unwiederbringliche Verdammniß entschied, wenn ich in einem Termin, den ich längst gar weit überschritten habe, Ihrer zu vergessen scheinen sollte. . . . Es war eine Zeit (also vor 1786), wo unsere Herzen sich verstanden, auf leise Winke sich verstanden, eine Zeit, wo Sie in meinem Umgang fanden, was Ihnen rund um Sie her versagt war, und wo ich mein Dasein nur achtete, weil ich es wagen durfte, Sie grenzenlos zu lieben. . . . Sie wissen, daß wir tausendmal (vor 1786!), wenn wir unsere Verhältnisse berechneten, dem unerbittlichen Schicksal vorhielten, daß es uns nicht füreinander geschaffen hatte.“ — „Nach einem Stillschweigen von zwei Jahren klingt es fast wahnsinnig, was ich Ihnen sagen werde, aber ich sage es doch: wenn Sie meine Stelle in Ihnen irgend einem andern vergeben hätten, es wäre eine unaussprechliche Ungerechtigkeit gewesen.“ — „Graun war Ihnen nie werth; er ist es hier, bei Gott, nicht mehr geworden. Ich mag sein Ankläger nicht sein. Es gibt weniger Uebel, es gibt auch weniger Fehler als man denkt. Sie nicht zu achten, ist ein ungeheurer, weil er so in die Mitte trifft, so unleugbar das im Menschen voraussetzt, als tausend einzelne Vergehungen, die den edelsten Charakter beflecken können. Diese Sünde ist ihm längst im Gericht der besten Menschen angerechnet. Was er hier gethan, ist im Grunde nur eine andere Form dieser alten Sünde, nach meiner Berathung eben deshalb nicht wichtig, und ganz unbedeutend, wenn die Welt nicht anders rechnete, anders urtheilte, und in ihrer Blindheit sie über das Kleid wegsehen könnte. Bloß in der letzten Betrachtung hat sein jetziges Leben — eine gewisse widrige Wichtigkeit.“ — So schreibt — Genß! so darf er an Elisabeth schreiben, drei Jahre bevor sie ernsthaft an Scheidung denkt! — Sie antwortet in einem sehr langen Brief „mit gerührtester Freude“:

„Was meine Plane betrifft, so muß ich Ihnen bekennen, daß ich gar keine habe . . . Was die Gründe betrifft, warum Graun immer noch meine Herüberkunft (nach Berlin) verzögert, so glaube ich, sind die hauptsächlichsten — Caprice gegen seine Mutter und die Idee, bei seinen jetzigen Einkünften kein Haus etabliren zu können — wenigstens sind diese allein in seinen Briefen. Vielleicht handelt er nach seiner besten Erkenntniß — ungeachtet es freilich schlimm ist, daß er so sieht und nicht anders. Rochefoucauld sagt u. s. w.“

Aus den Reminiscenzen dieser Ehe, vielleicht zum Theil aus den wirklichen Briefen, ging 1799 das vorliegende Buch hervor. Die vollständigen Briefe können es (Gott sei Dank!) nicht sein, denn die Hauptumstände sind anders, obgleich die drei Hauptanbeter kenntlich genug gezeichnet sein mögen. Der Titel ist von Huber, dem Elisabeth 1804 das Manuscript zur theilweisen Benützung mittheilte; ihre „Fragmente“ erschienen schon 1800. Vollständig wurden die „Erinnerungen“ erst nach Stägemanns Tod 1846 von Dorow herausgegeben.

Es ist (Gott sei Dank!) nur ein Roman; obgleich eine Masse persönlicher Anspielungen, die für das Romaninteresse werthlos sind, sich erhalten haben, auch Namen oder Chiffren, die nur austraten, um wieder zu verschwinden. Es sind zerstreute Papiere, hingeworfne Selbstbetrachtungen im Reich der Möglichkeit. Die wirkliche Elisabeth hatte keine Freundin: „und so schuf sich meine Phantasie ein Wesen, dem ich meine innersten Empfindungen und Gedanken mittheilen konnte. Ich suchte Dichtung und Wahrheit, so gut sichs thun ließ, in der Unterhaltung mit ihr zu verschmelzen, und fand eine sonderbare Befriedigung darin, über meine Gefühle mich aussprechen zu können, ohne von mir selbst zu reden.“ „Ich lebte in meiner erdichteten Welt, und ließ die Freundin, welche meine Phantasie sich schuf, oft die Stimme der Vernunft führen, während ich mich ganz den Eingebungen und Ergießungen meines Herzens überließ.“ — Mit Recht können wir daher annehmen, daß die wirkliche Elisabeth besser war, als die Elisabeth des Buchs.

„Ich ward frühe vor dem Egoismus der Männer gewarnt, ihre Anbetung konnte mir kein Vertrauen, ihre Bemühungen keine Liebe einflößen; dennoch schlossen sie sich mir an, und ich konnte mich dem Antheil und Einfluß, den sie auf mein Leben hatten, nicht entziehen.“ „Ich ward Gattin und Mutter, aber die Thätigkeit in einem idealischen Wirkungskreise blieb immer noch Bedürfniß für meinen Geist, der zwischen seiner selbstgeschaffenen Welt und den Forderungen, die nun in der Wirklichkeit von allen Seiten auf ihn eindrangen, eine Art von Vergleich zu stiften hoffte; denn ich konnte meine gewohnten Beschäftigungen nicht entbehren und auch die Grenze nicht finden zwischen dem, was ich lassen mußte und was ich mir zugestehn dürfte. Ich quälte mich in einem vergeblichen Streit meiner Kräfte und Neigungen.“

Schon der Bräutigam erscheint, obgleich brav und rechtschaffen, als eine profaische Natur. „Selbst wenn er der Gegenstand nicht wäre, tröstet die verständige Meta, der von Seiten des Herzens dich befriedigte, glaubst du nicht, daß dir das Verdienst vorbehalten sein könne, etwas von dem Reichthum deiner Empfindung auf ihn zu übertragen?“ „Du wirst finden, daß die Männer gewöhnlich nur bei sogenannten reellen und recht in die Augen fallenden Anlässen an unsern Bekümmernissen Theil nehmen; von den stillen Leiden, denen uns unser zarterer Sinn unsere Phantasie aussetzt, und die unendlich schwerer und schmerzhafter zu ertragen sind, nehmen sie meist gar keine Notiz.“ „M. fühlt deine Zurückhaltung und Kälte, diese gibt ihm bei aller Liebe einen Depit gegen dich, und diesen aufzuheben, gibt es nur ein Mittel: jene Kälte, wenn auch mit einiger Anstrengung, zu überwinden oder zu verstecken.“ —! — Nebenbei ist zu bemerken, daß die Anbeter fort dauern und sich ziemlich viel herausnehmen. Elisabeth ist unordentlich und läßt sich in der Sorge für ihren Mann selbst von andern Frauen beschämen. Einmal gesteht sie doch: „Ich bin weit entfernt, mich davon freizusprechen, daß nicht auch in mir selbst der Grund des Mißmuths liege, der mich drückt. Ich bin zu wenig Herr meiner Empfindungen und jedes augenblicklichen Eindrucks; man hat vielleicht meine Fehler zu sehr geschont.“ — Sie ist in der That so wenig Herr darüber, daß sie einem fremden Mann Gelegenheit gibt, ihr unter Händedruck zuzurufen: „Theure Frau, Sie sind nicht glücklich!“ — Dieser Vorfall gibt denn doch der verständigen Meta zu der Bemerkung Gelegenheit: „Ueberhaupt fürchte ich nur zu sehr, daß bei dem Beifall, den deine Gestalt, dein ganzes Benehmen finden, du leicht die Theilnahme irgend eines Freundes gewinnen könntest, der deinen Zustand verschlimmert, indem er ihn zu verbessern denkt, und doch ist wol selten einer von diesem Geschlecht, der nicht gegen sein eigenes Weib sich eben der Vernachlässigungen schuldig machte, über die er bei jeder andern liebenswürdigen Frau Augen und Hände zum Himmel erhebt.“ Als ihr Elisabeth den feurigen Brief eines Verehrers mittheilt, bemerkt Meta: „Gebe der Himmel, daß die Liebe deiner Freunde dir nicht einst noch mehr Leiden bereite, als die Kälte und Scheelsucht deiner Reider. . . . Mich dünkt, du wirst eine gewaltige Sophistin, meine Elisabeth, aber es kostet dich keine Mühe, mich alles glauben zu machen was du willst. Gewiß bist du immer zuerst getäuscht, ehe du andere täuschest.“

Endlich stirbt der Mann plötzlich, am Schlagfluß; Elisabeth, herbeigerufen, steht an der Leiche und hebt die Augen zum Himmel. „O wie wohl thut es mir jetzt, sagte sie, indem sie wieder auf ihn niedersah, immer sanft und nachgebend gegen dich gewesen zu sein. Wenn er nicht immer gut gegen mich war, fuhr sie fort, indem sie sich gegen uns wendete, so war es ja mehr die Schuld seiner Kränklichkeit als eines bösen Willens; er hat mich gewiß nie absichtlich gekränkt.“

Möchte man vor dieser Heiligen nicht gleich anbetend niederfallen? Und es geschieht in der That! — Es war doch ein schönes Zeitalter, das Zeitalter der schönen Seelen!

„Wie der Sklave, der seiner Ketten entledigt,“ kehrt sie jetzt zu ihren frühern Beschäftigungen zurück; sie nimmt von den verschiedensten Seiten Huldigungen an, prüft und erwägt vielfach. „Ich kann mir das Unbehagliche eines solchen Zustandes denken; die Seele nimmt darin nur schwankend und undeutlich die Umrisse der Gegenstände auf, die sich uns darstellen. Die Gründe, welche unsere Handlungen bestimmen sollen, verschwinden mit den wichtigsten Zweifeln; wir können uns auf die Wahrheit der Bilder, welche dieser Spiegel zurückwirft, so wenig als auf die verlassen, die eine bewegte Quelle uns zeigt.“ — Ein gewisser Gerson, der Hingebendste unter den Anbetern, wird vorgezogen; aber auch ihn behandelt Elisabeth zweideutig. „Auch die besten Männer, schreibt Meta, verblendet der Egoismus in ihren Forderungen, und die vorzüglichsten Menschen haben Seiten, die wir nicht gern gegen sie selbst und noch weniger gegen andere berühren mögen. Indes hättest du ihm bei der jetzigen Lage der Dinge die Eifersucht gegen einen andern billig ersparen sollen. O meine Elisabeth, kannst auch du dich ganz von dem Tadel deines eignen Herzens freisprechen? Hast du, indem du bloß den Eingebungen einer schmerzlich errungenen Klugheit gefolgt, dir nicht vielleicht das Ansehn der Eitelkeit, des Leichtsinns gegeben?“ Der Bruch erfolgt, aber noch nach demselben schreibt Gerson an Elisabeth: „Werden Sie etwa je in eine Lage geworfen, in der Sie einen Freund brauchen, der Leben, Glück und Ruhe für Sie aufzuopfern im Stande sein muß, so vergessen Sie nicht, daß ich, so lange meine unsterbliche Seele dauert, Sie höher schätze als Ehre, Glück und Leben.“ — Mehr als die Ehre! Das ist der Rechte.

Noch Einiges aus den Fragmenten.

„Es liegt in der menschlichen Seele, daß wir nur für das Interesse gewinnen, wovon wir uns sagen können, es ist unser Werk. Ueberall aber fordert der Mann, überall greift er unsern Einrichtungen vor; er denkt für uns und oft ohne Erklärung, warum er so und nicht anders denkt, verlangt er, daß wir seinem Willen den unsrigen unterwerfen. Die Herrschaft der Männer macht uns sorglos; außerdem lieben wir nie, wo wir beherrscht werden, (? ?) denn hier kann weder unsere Neigung noch unsere unterdrückte Ehrbegierde wirken, und wir müßten mehr Philosophie haben, oder weniger als Menschen sein, um unsere Pflichten mit Freudigkeit zu erfüllen.“

„Warum sind so viele Frauen so wenig häuslich? Vielleicht weil sie — wenn sie ihre Männer zu lieben fortfahren — doch eine Zeit lang durch die Ergießungen eines immer vollen Herzens so verwöhnt werden, daß sie später-

hin eine Leere fühlen, welche sie durch innern Stoff nicht auszufüllen im Stande sind. Da der Zustand der ersten Liebe, auch der vernünftigsten, nicht ohne Spannung ist, so kann er schon seiner Natur nach nicht dauern.“ —

Wenn uns vor zu viel Patschuli schlimm und weh wird, greifen wir in der Noth zu allem was herzhast riecht, wenn auch nicht schön, allenfalls zum Knoblauch. Nach Elisabeths Bekenntnissen hat uns die Naturgeschichte von Bogumil Holz, einen erfrischenden Eindruck gemacht, der wol hauptsächlich aus dieser Zusammenstellung herrührt. Ist auch die grobe Form zu mißbilligen, an Humor und Beobachtung fehlt es nicht, wie die folgende Scene zeigen mag, die gewiß komisch ist — komisch nach zwei Seiten!

„Der Mann kann reden was er will: das Wort ist für ein richtiges Frauenzimmer keine geistige Macht. So lange sie leidenschaftlich bewegt ist, scheinen ihr die Vernunftgründe, welchen das Wort dient, eine von den Männern erfundene Schulpedanterie zu sein. Gründe gelten ihr als unausstehliche Zumuthung, als eine Beeinträchtigung ihres Gefühls. Ihre Logik ist der Affect, sie fühlt nur ihre Stimmung, ihr Interesse; sie bezieht Dinge und Verhältnisse nur eben auf ihre Person. Während der bündigsten Auseinandersetzung ist die Zuhörerinn nur mit ihrer Alteration und Opposition beschäftigt, nicht mit dem Gegenstand. Das Wort ist ihr, sobald es absolute Geltung haben soll, nur Schall. Sie läßt höchstens Pathos, Emphase und Declamation an sich kommen, wie in einem Schauspiel. Die Darlegung wirkt auf sie allenfalls rednerisch, mimisch, plastisch, selten als überzeugende Macht. Wenn alle Beweisgründe erschöpft sind, und der Sprecher die Wirkung entgegenzunehmen vermeint, um derentwillen er all seine Logik in beide Hände genommen hat, so kommt Madame auf denselben Punkt zurück, von dem sie ausgegangen war. Nun geräth der Mann außer sich: die geharnischten Gründe werden nochmals an zitternden Fingern, mit bebender Lippe, mit blickenden Augen, mit von Ingrimme gepreßter Stimme hergezählt; jedes Wort wird so betont, als wenn es Geister beschwören und Gestorbene erwecken soll. Die Argumente werden der Hartnäckigen in Daumschrauben angefügt; die ganze Beweisführung wie eine Pistole auf die Brust gehalten; die Vernunft wird ihr auf den Kopf zugesagt und gleichwol wieder abgefordert, wie man einem Menschen, der im Verdacht des Irrsinns steht, die Verglaubigung seiner fünf gesunden Sinne abverlangt. Madame soll sich kurz und deutlich erklären, ob sie begriffen hat; sie soll gar nicht sagen was sie thun oder lassen will, das Object des Streits und dessen Erfüllung soll Nebensache bleiben: der Mann will nur die Satisfaction haben, daß er Recht hat, daß seine Ehehälft Menschenvernunft besitzt und respectirt. Es gilt nicht mehr ein materielles Interesse, Frau Gemahlin sollen factisch ihr Stück durchsehen: es soll nur im Interesse der Wahrheit, der Logik, der Menschen-

würde eine Erklärung abgegeben werden! Das aber ist zu viel gefordert, es bricht ihr das Herz. Sie hat vor Alteration nur Worte gehört und ist als Tragödin nur mit ihren Leidenschaften beschäftigt gewesen. Sie begreift nur ihr grenzenloses Elend, die dialektische Barbarei der Männer. Jetzt brechen auch die langverhaltenen Thränen hervor und schwimmen alle Rhetorik, Logik und Erörterung fort.“

Das Büchlein von Guhl enthält eine zweckmäßige Zusammenstellung der Frauen, die sich in der Kunstgeschichte ein wirkliches Verdienst erworben haben.

### Die letzte Philologenversammlung in Wien.

Eine Philologenversammlung in Wien: das war etwas mehr als eine jener sich fortwährend häufenden jährlichen Zusammenkünfte von Fachgenossen, denen sich die Theilnahme des größern Publicums immer mehr entzieht — es war ein Ereigniß. In frühern Zeiten ließ Oestreich mit instinctiver Einseitigkeit einzig und allein den Naturwissenschaften eine aufksamere Pflege angedeihen, neuerdings schien es durch das Concordat sein kaum aufblühendes Schulwesen dem Erbfeind aller Geistescultur Preis gegeben zu haben, und jetzt sollten in dem Herzen desselben Oestreich die Vertreter der Wissenschaft sich vereinigen, welche ebensowol den Ausgangspunkt aller geschichtlichen Forschung bildet wie sie naturgemäß die Herrschaft über den Jugendunterricht nicht aufgeben kann. Als ein dem österreichischen Unterrichtsministerium nahestehernder Gelehrter auf der vorangehenden Versammlung in Breslau die Wahl Wiens für das folgende Jahr mit warmen Worten empfahl, fühlte jedermann die Bedeutung einer solchen Einladung. Offenbar wollte die Partei, welcher die Einbürgerung deutscher Wissenschaft und deutscher Gymnasialeinrichtungen in Oestreich am Herzen liegt, aus der Verbindung mit ihren auswärtigen Freunden neue Kraft schöpfen und zugleich ihren Gegnern deutlich vor Augen führen, daß sie noch nicht ganz machtlos sei. Darum aber kamen auch wol die meisten der fremden Gäste in einer ungewöhnlichen Stimmung nach Wien. Die Erwartung eines unbestimmten Etwas, sei es Furcht vor einer Störung des ganzen Unternehmens von feindseliger Seite, sei es Hoffnung auf spannende Kämpfe, lag so nahe; daß sie nicht in Erfüllung ging, mag die Hauptursache der unbefriedigten Aeußerungen sein, die wol hier und da über die